

Alexandros Papaderos

Plurale und doch EINE Welt



Aus: ÖKUMENISCH LERNEN. Ein Dank an Werner Sim-
fendörfer, Bad Boll 1985.

Alexandros Papaderos

Plurale und doch EINE Welt

Kultur ist die Summe der Selbstverständlichkeiten im Leben eines Volkes oder einer Völkergemeinschaft. Diese sind nur denjenigen (selbst-)verständlich, die in und von dieser Kultur leben. Alle anderen bleiben zunächst draußen. Als in sich geschlossene Sinneinheiten sind die Kulturen zwar der Beobachtung zugänglich, nicht aber von vornherein auch dem Verstehen. Oswald Spengler hat sogar behauptet, daß Kulturen völlig in sich verschlossen seien. Nur wenigen Privilegierten sei der Einblick in eine ihnen fremde Kultur möglich, falls sie über die äußerst seltene Eigenschaft verfügten, die Spengler den „physiognomischen Takt“ nennt. Aber auch dann würde ihnen die fremde Kultur nicht alle ihre Geheimnisse offenbaren.

Wenn dies so ist, fragt sich, ob dann interkulturelle Erfahrung überhaupt möglich ist. Damit hängt die weitere Frage zusammen, inwiefern der Mensch, „Schöpfer und Geschöpf der Kultur“ zugleich, soweit mit der eigenen Kultur identisch ist, daß interpersonelle Kommunikation genauso schwierig bzw. gar unmöglich wäre, wie die interkulturelle.

Unsere Zeit scheint alle diese Schwierigkeiten radikal beseitigen und zur weltweiten „Great Society“, zur umfassenden Universalkultur voranzuschreiten zu wollen. Selbst wenn diese Entwicklung eine Säkularisierung unserer Vision vom Reich Gottes in sich birgt, schafft sie doch ein günstiges Klima für die christliche Botschaft von der Einheit der Menschheit und läßt unsere gebrochene doch als *eine* Welt verstehen.

Wohl in diesem Sinne hat uns *Werner Simpfendorfer* in Vancouver belehrt: „Ökumene-Lernen vollzieht sich überall dort, wo eine Gemeinschaft miteinander entdeckt, daß uns Gott in Jesus Christus nicht eine erste, zweite oder dritte Welt, sondern *eine* Welt gegeben hat. Dieser *einen* Welt hat er eine gemeinsame Zukunft verheißen. Diese gemeinsame Zukunft zu entdecken,

zu entbinden und in die Tat umzusetzen – so lernen wir die Ökumene, die Gerechtigkeit und Frieden heißt.“

Eine ökumenische „Visiting Community“ hat sich deshalb vor allem als ein solcher Entdeckungsvorgang zu vollziehen. Aspekte dieses Vorgangs will auch dieser Beitrag durch Streiflichter zu beleuchten versuchen. Es sind Aspekte interkultureller Erfahrung aus persönlicher Begegnung. Deshalb sind sie eben nur persönlich und infolgedessen auch allen Gefahren der Subjektivität ausgesetzt.

„Visiting Community“ – mit welchen Kriterien?

Um diese Gefahren einigermaßen einzuschränken, möchte ich zunächst einige klärende Bemerkungen zum Ausdruck „Visiting Community“ vorausschicken, indem ich diese Idee, die immer mehr Interesse in der Ökumene findet, kurz unter das biblische Licht stelle und auch ihre Entsprechungen im griechischen Sprachgebrauch mit berücksichtige. Erst dadurch kann deutlich werden, unter welchen Voraussetzungen wir mit dem Ausdruck und vor allem mit dem Faktum „Visiting Community“ etwas mehr meinen, etwas mehr erzielen wollen als bloßen „ökumenischen Tourismus“.

Dem „visiting“ entspricht das „episkeptomai“ (ἐπισκέπτομαι, visit = „episkepsis“ = ἐπίσκεψις), der „community“ die „koinotes“ (κοινότης), die zur Gemeinschaft – „Koinonia“ – (κοινωνία) führt. Beide Ausdrücke sind im Griechischen theologisch-ekklesiologische Schlüsselworte, zumal „episkeptomai“ eine Bildung aus der gleichen Wurzel skep (σκεπ -) ist, aus der auch skopeo (σκοπέω) kommt und damit auch episkopeo (ἐπισκοπέω) und episkopos (ἐπίσκοπος – Bischof). Beide Begriffe also, episkepsis und koinotes, haben fundamentale Bedeutung für die Kommunikation unter den Menschen und, wie wir später sehen werden, auch für die Begegnung unter den Christen und den Kirchen heute. Lassen Sie uns zunächst beide Begriffe unter dem Prisma unseres Themas näher betrachten.

Episkepsis

Das Verbum (epi)skeptomai (ἐπι-σκέπτομαι) kommt von dem (epi)skepsis (ἐπί)σκεψις, bedeutet eigentlich *denken*, und man könnte vermuten, daß ursprünglich, durch das epi- (daran, dazu), das *intensive Nachdenken* gemeint ist.

Ein Nachdenken, zu dem eine episkepsis veranlaßt. Auch das zusammengesetzte Substantiv „epi-skepsis“ beinhaltet ja das Wort „skepsis“ (σκέψις), das im Griechischen den *Gedanken* bedeutet und nicht die Skepsis im deutschen Sprachgebrauch; es ist eigentlich sehr merkwürdig, wie dieser Grundbegriff griechischen Geisteslebens, der bei uns auch heute noch Überlegung, Betrachtung und überhaupt, wie gesagt, Denken bedeutet, im Westen die Bedeutung des Bedenkens, der Zurückhaltung, des Zweifels, der Ungläubigkeit erhalten hat, als ob jede sorgfältige Überlegung dazu führen müßte. Ohne Zweifel hat man hier das philosophische Grundprinzip der alten Skeptiker verallgemeinert.

Aus dem altgriechischen Wortgebrauch sollten wir hier drei Grundbedeutungen von episkeptomai (und episkepsis) festhalten:

- auf etwas oder jemanden sehen, etwas überschauen, beobachten, gnädig herabsehen auf, sorgen für, wachen über;
- über etwas nachdenken, etwas prüfen, eine Untersuchung anstellen und
- erst ganz zuletzt: *besuchen*.

Die Septuaginta erweitert die Sinndeutung von episkeptomai und episkepsis, wie von episkopeo, mit religiösen Inhalten. Hier ist vor allem festzuhalten, daß:

- episkeptomai auch für *Vermissten* gebraucht wird („Wenn dein Vater mich beim Mustern vermißt“, 1. Sam. 20, 6), und daß
- das eine oder andere der beiden Verben oft für die Zusammenfassung des Handelns Gottes verwendet wird, „in welchem der Herr durch besonderen Eingriff in den Lebensgang einem einzelnen oder einem Volk, meist seinem Volk Israel, in Zorn oder Gnade seinen Willen kundtut“.¹ Episkeptomai kann also dann auch bedeuten: strafen, Gericht halten, aber auch sich in Gnaden eines Menschen oder eines ganzen Volkes annehmen. Luther übersetzt hier mit *heimsuchen*, *Heimsuchung* (im negativen wie im positiven Sinne, als Strafe bzw. als gnädige Zuwendung). Damit werden weitere Inhalte von episkeptomai sichtbar:
- Wenn Gott gnädig in das Leben eines Einzelnen eingreift, wird dieser Eingriff als göttlicher „Besuch“ beim ganzen Volk angesehen (Lk. 7, 16),
- barmherzige „Heimsuchung“ Gottes bringt Erlösung, Befreiung (Lk. 1, 68. 78).
- Neben dieser messianischen Bedeutung kann aber der „Besuch“ Gottes das Gericht über sein Volk darstellen, etwa wenn dieses versagt und Gott sich ein neues Volk aus der Heidenwelt aussucht (Ag. 15, 14).

Das Neue Testament vertieft den Sinn von episkeptomai in einer Weise,

die den üblichen Rahmen des Brauchs, der konventionellen Gewohnheit und der pharisäischen Pflichterfüllung bricht und völlig neue Dimensionen öffnet, vor allem:

- eine neue *liturgische* Dimension, die den rein rituellen Gottesdienst in eine liturgische Diakonie umgestaltet: „Das ist reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott und dem Vater, Witwen und Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen“ (Jak. 1, 26); und

- eine *eschatologische* Dimension: „... ihr habt mich besucht“ oder „... nicht besucht“ (Mt. 25, 35f. 42f), eine volle Identifizierung Christi mit den Geringsten dieser Erde.

Episkeptomai bedeutet dementsprechend nunmehr ein verantwortliches Sich-kümmern und infolgedessen ein bewußtes *Tun* für die anderen. In diesem Sinne verlangt Paulus von Barnabas einen gemeinsamen „Besuch“ der Gemeinden: Laßt uns „nach unseren Brüdern sehen, wie es ihnen geht“ (Ag. 15, 36). Damals hat es eine „heftige Auseinandersetzung“ gegeben wegen der von Barnabas verlangten Zusammensetzung jener „Visiting Community“. Wie groß ist immer wieder Werner Simpfendörfers Kummer gewesen bei ähnlichen Entscheidungen.

Eine weitere Verwendung von episkeptomai betrifft das *Aussuchen*, jemanden zu einem Amt bestellen, wie die Stelle Apostelgeschichte 6, 3 zeigt, die besonders wichtig für die Verfassung der alten Kirche ist. Hier gerade müßten wir an die verwandte Bedeutung von *episkopeo-episkopos* anknüpfen; dies würde uns aber weit weg von der hier gestellten Aufgabe führen.

Koinonia

Aus der Fülle der Gebrauchsweisen der anderen Wörter *koinos*, *koinotes*, *koinonia* (κοινός, κοινότης, κοινωνία) und ihrer Synonyme sei für unseren Zusammenhang nur Folgendes festgehalten:

- Die Grundüberzeugung in der altgriechischen Tradition, daß der einzelne Mensch, das Individuum, das die Hellenen zum höchsten Wert und Kriterium erhoben haben, nur im Anderen, mit dem Anderen, in und mit der Gemeinschaft seine Lebenserfüllung erreichen kann.

- Jesus und seine Gemeinschaft mit den Jüngern ist Prototyp für das Gemeinschaftsgefühl und Leben nicht nur der Urgemeinde, sondern jeglicher Gemeinschaft, die sich in der Nachfolge Jesu weiß.

- Die Überwindung der trennenden Funktionen des *koinos* durch die katego-

rische Erklärung, daß alles, was Gott geschaffen hat, ob Tier oder Mensch, *rein* ist (Apostelgeschichte 10, 15; 11, 9). Durch seine Inkarnation hat der Logos die sterbliche Natur „besucht“ und sie gereinigt, wiederhergestellt, geheiligt, den ganzen Kosmos erneuert und die Welt mit Gott versöhnt. Die alten Mauern aller Unterscheidung und Trennung werden also niedergedrückt (Epheser 2, 14; Galater 3, 28; Kolosser 3, 11). Erst dadurch ist echte Liebesgemeinschaft möglich geworden. Und zwar eine Gemeinschaft:

- als mit anderen *Anteil* haben an etwas; vor allem als Anteilhaftigkeit der Gläubigen an Christus und aneinander. Dies bedeutet Anteilnahme an seinem Kreuz, seinem Tod und seiner Auferstehung, am Evangelium, am Glauben, an der Hoffnung, an der Liebe, als Teilnahme an *dem einen Leib, der Kirche*;
- als Teilhabe am gemeinsamen Mahl und somit als eucharistische Gemeinschaft. *Koinonia* in diesem Zusammenhang bedeutet sowohl das Mahl selbst wie die Beteiligung am Mahl und die dadurch erfahrene Gemeinschaft (*Communio*) untereinander. Brüder- und Schwesterngemeinschaft ist deshalb vor allem Teilnahme am Leiden und an der Not, an der Verfolgung, an der Drangsal des anderen als tätige und zeugnishaftige Liebe;
- deshalb auch als Anteil *geben*, als Gemeinschaft der Gegenseitigkeit, wo jeder dem anderen das gibt, was er hat und der andere braucht, ob Geistiges oder Materielles. *Koinonia* heißt dann auch Anteil gewähren, Anteil haben lassen, den anderen energisch beteiligen, solidarisch zueinander bleiben;
- *Koinonia* deshalb, als Danksagung an Gott (*Eucharistia*) und als Gemeinschaft mit Christus und miteinander (*communio sanctorum*) weist auf das hin, „was die Welt werden soll: Gabe und Lobpreis für den Schöpfer, eine universale Gemeinschaft im Leibe Christi, ein Reich der Gerechtigkeit, Liebe und des Friedens im Heiligen Geist“.²

Was bedeuten nun also diese Bemerkungen zur *Kultur, Episkopie* und *Koinonia* für unsere heutige interkulturelle Erfahrung in der persönlichen Begegnung bei einer „Visiting Community“? Könnten sie uns helfen, diese nicht bloß als „Musterung“ des anderen zu verstehen und auch daran zu denken, daß auch der Besucher eigentlich „besucht“ und „gemustert“ wird? Könnten sie uns dazu bewegen, nach den Kriterien unseres Zueinanders erneut zu fragen? Folgende Beispiele aus der persönlichen Erfahrung mögen uns veranlassen, Sinn und Weise unserer ökumenischen Begegnung noch einmal zu durchdenken und auch die Maßstäbe zu überprüfen, mit denen wir uns selbst und die anderen messen (2. Korinther 10, 12-18).

Das Reich des Himmels und das Reich der Hölle

Wie fast jedes andere war auch jenes Gespräch mit Werner Simpfendörfer in Hinterzarten glücklich zu Ende gegangen. Während meiner Rückfahrt nach Freiburg i. Br. durch das *Höllental*, unterhielt ich mich mit einem Jugendlichen, bis der kleine Zug gleich am Ausgang des Tals Station machte. Mir fiel der Name des Ortes auf: *Himmelreich*. Ich dachte gleich: Verläßt du das Höllental, kommst du natürlich gleich in das Himmelreich – und umgekehrt. Um festzustellen, ob sich auch mein junger Freund ähnliche Gedanken machte wie ich, bat ich ihn, mir die Bedeutung des Wortes zu erklären. Nach kurzer Überlegung sagte er sicher:

Himmelreich? Ja, das ist eine *Ortschaft*.

Wie oft muß ich seither an jene naiv-nüchterne Antwort zurückdenken. Haben wir nicht tatsächlich aus dem Reich des Himmels nun eine „Ortschaft“ gemacht, eine Geldwirtschaft des Mammons noch dazu vielleicht, wie böse Zungen hätten sagen können? Die beliebtesten Symbole der Kirche waren einst das Schiffelein, das Kreuz, ein Vogel; also Bewegung, leiden, fliegen und schweben: ein Tanz auf gespanntem Seil ist das Christ-Sein nach Gregor dem Theologen. Wir sind aber inzwischen eher „sesshaft“ geworden. Wir wollen unsere Sicherheiten noch mehr absichern. Keine großen Schritte, geschweige denn Ausfahrten in den offenen, stürmischen Ozean. Kein Schwingen, kein Risiko, keine Gefährdung des bequemen *status quo*. Trotzdem meinen wir, das Reich des Himmels im „Besitz“ zu halten, ohne zu merken, daß wir uns vielleicht schon im Höllental befinden.

Es war gewiß kein Zufall, daß sich die konvergierende Besinnung, die zur heutigen Ökumene führte, *Bewegung* nannte. Sie hat uns wieder daran erinnert, daß die einzige Existenzweise der Kirche ein kontinuierlicher *Exodus* (ἔξοδος) ist, der uns aus dem dunklen Höllental der egoistischen Selbstverherrlichung, der in Wahrheit abgründigen Isolation, hinausführt in den offenen Horizont der Verheißungen Gottes, die uns wieder das „göttliche Milieu“ des Himmelreichs nahebringen, das Liebe heißt und Versöhnung und gegenseitige Annahme und Freude im Miteinander.

Auf dem Weg zu diesem Miteinander begegnen wir uns auf verschiedenste Weise. Von solchen Begegnungen meist persönlicher Art und Erfahrung wird im Folgenden kurz berichtet. Werner Simpfendörfer, ein Meister solcher Begegnungen, wie alle anderen Brüder und Schwestern, die hier direkt oder indirekt angesprochen werden, möchten für diese persönliche Art Verständnis zeigen.

Wandervögel

Die Arbeit des Exekutivkomitees der Ökumenischen Vereinigung war soeben zu Ende gegangen. Seine Mitglieder wollten am nächsten Tag noch etwas vom minoischen und christlichen Kreta sehen. Bei der Besprechung des Programms ging ich davon aus, daß unsere ökumenischen Freunde auch als eine „Visiting Community“ zu uns gekommen wären und schlug dementsprechend vor:

Gegen 9.00 Uhr kommen wir in der nächsten Stadt Chania an. Dort werden wir vom Bischof empfangen werden. Die nächste Station ist Rethymnon. Der Bischof erwartet uns gegen 11.30 Uhr. Bei dem vierten Bischof ist mit unserem Freund Simpfendörfer etwas für ihn so Seltenes passiert: Er hatte seinen ihm eigenen Humor ganz verloren und meldete prompt seine verständliche Empörung an: Sollen wir nun eigentlich Kreta oder kretische Bischöfe kennenlernen? Es entfachte sich eine rege Diskussion. Ich blieb un-nachgiebig: Auch den fünften, den sechsten Bischof, den siebten, den achten *müssen wir besuchen*, wenn wir als ökumenische Gruppe die Insel des Apostel Titus durchwandern. Auch ein theologisch-ekkesiologisches Argument hatte ich bereit: Der Bischof bei uns ist verantwortlich für das ganze *Pleroma* seiner Ortskirche. Zu diesem *Pleroma* gehören selbst die Wandervögel, solange sie über dieser Ortskirche fliegen, umso mehr unsere ökumenischen Gäste.

Am Ende der Wanderung wußten wir alle besser, daß Ökumene eben ein schweres Geschäft ist: Nicht bloß oberflächliche oder auch gründliche Ausarbeitung von Papieren, sondern vielmehr Verzicht, Bereitschaft, Einübung, Hineinwachsen in die Situation des anderen, selbst dann, wenn diese uns kaum verständlich ist und nicht gerechtfertigt zu sein scheint. Erst dadurch führt Episkepsis zur Koinonia.

Wir wußten es schon durch die vielen ökumenischen Gruppen, die uns Gott jährlich anvertraut. Die meisten kommen im Rahmen unseres Programms „*Lebendige Orthodoxie*“. Dieses ist für nichtorthodoxe Christen bestimmt, die unsere Kirche näher kennenlernen wollen, so wie sie wirklich ist (deshalb der Titel „*Lebendige Orthodoxie*“), mit allen ihren Herrlichkeiten und Nöten, und nicht, wie Bücher von ihr berichten. Die Teilnehmer sind meist Pfarrer und andere verantwortliche Männer und Frauen in der sie entsendenden Kirche. Sie kommen zu uns meist mit der Absicht, an einem fachkundigen Informationsseminar teilzunehmen. Wir pflegen sie vor die Frage zu stellen: Wie wäre es, wenn wir sagen würden, die Gemeinde Christi zu Boston oder zu Bad Homburg *besucht* die Gemeinde Christi zu Kreta? Wir haben die Erfah-

rung gemacht, daß diese einfache Frage oft genügt, das gesamte Klima zu Gunsten einer echten Begegnung zu verwandeln.

Gerade jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, weilen z. B. bei uns Mitglieder der genannten Evangelischen Christus-Kirchengemeinde zu Bad Homburg (EKHN). Schon vor ihrer Ankunft studierten sie „unseren“ Titusbrief. Und sie haben gesagt: Laßt uns nach unseren Brüdern auf Kreta sehen, wie es ihnen geht (Apostelgeschichte 15, 36); ob sie noch immer Lügner sind und böse Tiere und faule Bäume (Titus 1, 12), oder ob sie vielleicht inzwischen das verkehrte Leben und die weltlichen Leidenschaften doch aufgegeben haben (2, 12), nachdem auch ihnen, wie allen Menschen, die Gnade Gottes geoffenbart worden ist (2, 11).

Eine Doktrin, eine Misere

Mit einer ähnlichen Absicht, zu sehen, wie es unseren Brüdern in der Karibik geht, hat Werner eine „Visiting Community“ aus Mitgliedern europäischer Akademien organisiert, die im Frühling 1981 mit Ausgangspunkt San Fernando/Trinidad den karibischen Raum besuchte. Für viele von uns war diese vielleicht die nachhaltigste Erfahrung von dem, was nicht nur weltweite christliche Gemeinschaft heißen kann, sondern auch was das wirklich ist, was wir die EINE WELT nennen.

Drei Mitglieder dieser Gruppe besuchten auch Guyana. Das tägliche Erlebnis des Anders-Seins, das überall sich uns offenbarende Fremdheit, machte eine interkulturelle Kommunikation äußerst schwierig. Dennoch entdeckten wir bald, daß wir nicht über einen „physiognomischen Takt“ zu verfügen brauchten, um die eine oder die andere Situation doch zu verstehen.

Eines Tages besuchten wir z. B. eine elementare Schreinerei-Schule. Wir gingen in einen Klassenraum, der wie eine kleine Werkstatt eingerichtet war: Bänke, Geräte usw. Der Lehrer versuchte gerade, seinen Schülern das Hobeln beizubringen, indem er verschiedene Zeichnungen auf die Tafel malte. Wir schauten herum und stellten fest, daß in dieser Schule für Schreinerei kein Holz vorhanden war. Guyana, dem Land der Gewässer und des großen Urwalds, mangelte es an Holz? Durchs Fenster schauten wir auf die riesengroßen Bäume um die Schule herum und fragten den Lehrer spontan, warum er denn kein Holz zur Demonstration und Einübung der Schüler gebrauche.

Wir warten seit drei Monaten darauf, daß uns das Ministerium Holz schickt,

so erwiderte jener Märtyrer der Bürokratie, der Quelle vielfacher Misere, die das Elend eines Systems bloßstellt, das die Bürokratie verewigt und von ihr „lebt“. Mancher von uns hatte natürlich dabei Anlaß genug, an Zuhause zurückzudenken und festzustellen, daß es dort auch „Dritte-Welt“-Situationen gibt.

Das gleiche geschah mit einem anderen Lehrer im selben Land der „doctrine of the paramountcy of the party“, welche Regierung und Staat samt allen seinen Organen zu Agenten der regierenden Partei erklärt, unter deren absolute Kontrolle stellt und dafür mehr als ein Drittel des gesamten Volkes in militärisch-polizeilichen Aufgaben engagiert. In solch einem totalitären System erwartet man, daß das *Schweigen* der elementarste Selbstschutz wäre. Unser Hindu-Lehrer aber, der uns an jenem Tag in dem Tempel empfing, war besonders gesprächig. Das im Tempel versammelte Volk feierte gerade das traditionelle indische Phagwah-Fest. Sobald wir nun den Lehrer nach dem Sinn des Festes fragten, ergriff er die Gelegenheit, die entsprechende Geschichte aus den Upanischaden auf eine Weise zu aktualisieren, die uns in Staunen versetzte:

„Es war einmal ein König, den die Götter schickten, zu regieren. Am Anfang war er ein guter König und regierte sein Volk mit Weisheit, gut und gerecht. Das Volk war ihm dankbar. Nach einer Weile aber begann ihm die Macht zu Kopf zu steigen. Er wurde zum Tyrannen (der Lehrer unterstrich hier mit Emphasis) wie Adolf Hitler, Idi Amin und unser Präsident Burnham. Der Sohn des Königs erhob sich gegen ihn, und mit Hilfe des Volkes und der Götter schlug er ihn und befreite sein Volk. Das zelebrieren wir: Die Befreiung vom guten König, der zum Tyrannen wurde.“³

Woher schöpfte eigentlich jener Hindu-Lehrer den Mut, solch eine für seine Situation direkt gefährliche Geschichte drei ihm völlig unbekanntem Menschen anzuvertrauen, die ja im Dienste Burnhams selbst hätten stehen können? Wir gingen nachdenklich weiter mit dem Eindruck, in den Worten des Lehrers den Schrei, den Protest und die Hoffnung der Völker der ganzen sogenannten Dritten Welt – und nicht dieser allein – vernommen zu haben.

Ökumenische Solidarität

Erfahrungen aus einer fernen Situation können gelegentlich der beste Spiegel zur Selbsterkenntnis sein. Und wir, die „kultivierten“ Völker des Nordens, würden gut daran tun, Dritte-Welt-Situationen bei uns selbst zu erkennen.

Mir selbst war z. B. die Geschichte des Hindu-Lehrers gar nicht so fremd. Auch wir hatten nämlich einen König, der sich zwar nicht über die Weisheit seiner Jugend rühmen konnte, trotzdem aber die Chance hatte, seine Aufgaben im Frieden zu erfüllen. Aber auch ihm war bald die Macht in den Kopf gestiegen. Das Land geriet in Wirren. Nicht sein Sohn, sondern Offiziere, die der Hof „ernährt“ hatte, zwangen den König, das Land zu verlassen und stellten dieses unter jene „Ordnung“, die – wie jede andere dieser Art – „nach Menschenfleisch roch“, wie der Dichter feststellte.

Während jener Zeit (April 1967-Juli 1974) waren für uns Gäste aus der Ökumene (ähnlich wie wir für unsere Freunde in Guyana) willkommene „Visiting Communities“. Hier ein Beispiel:

Im März 1974 tagte bei uns, in der Orthodoxen Akademie, das Präsidium der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK). Prominente Vertreter der europäischen Kirchen waren anwesend, darunter auch Visser 't Hooft auf besondere Einladung. Für uns Griechen ist der 25. März der Tag unseres Nationalfestes und zugleich auch des kirchlichen Festes der Verkündigung. Nicht zufällig: Am 25. März 1821 hatte nämlich ein Bischof, gleich nach der Liturgie, die Fahne des großen Aufstandes erhoben, welcher zur Befreiung eines Teils des Landes aus einer jahrhundertealten Türkenherrschaft und zur Gründung des neugriechischen Staates führte. Seitdem ist die Einheit beider Feste tief ins Bewußtsein des Volkes eingegraben. Das Evangelium, die gute Nachricht, die Maria empfangen hat, nahm damals einen sehr realen, existenziellen Bezug auf die große Qual des Volkes. Sie inspirierte seinen Befreiungskampf. Der orthodoxe Klerus brauchte damals keine gründlich durchdachte und ausgereifte Theologie der Befreiung, um sich an diesem Kampf führend zu engagieren; denn für das verarmte, unterdrückte, in Gefangenschaft und Blindheit gezwungene Volk der Hellenen konnte damals die „gute Nachricht“ nichts anderes bedeuten als Befreiung (Lukas 4, 18).

Keine Freiheit aber, so hart sie auch erkämpft sein mag, ist für alle Ewigkeit gesichert. Im Gegenteil: Sie bleibt stets bedroht und kann wieder verloren gehen durch Tyrannen von außen oder von innen, wie es für uns in der genannten Zeit der Militärdiktatur wieder der Fall war.

Das Programm unserer ökumenischen Gäste sah nun vor, daß sie an jenem 25. März 1974 am Gottesdienst in der Verkündigungskirche unserer Stadt Chania teilnehmen würden. Am späten Abend des 24. März erreichte uns aber die Nachricht von einer Sendung der „Deutschen Welle“, die große Aufregung im Lande verursacht hatte. Tatsächlich: Der griechische Metropolit von Deutschland, Irineos (der früher Bischof bei uns und damals noch Präsi-

dent unseres Hauses war und wieder ist), hatte über die „Deutsche Welle“, die in Griechenland damals meist gehörte Funkstation, die Griechen im In- und Ausland vor das große Dilemma gestellt: Was sollen wir morgen tun? Sollen wir, der Gewohnheit nach, eine *Doxologia* (ein „Tedeum“) für unsere Befreiung 1821 zelebrieren? Oder sollen wir, sachgerechter, ein „*Mnemosynon*“ (ein „Requiem“) für unsere ermordete Freiheit vorziehen? Es erreichte uns ein Bericht nach dem anderen über den großen Ärger der Machthaber, die damals übrigens unsere Akademie auch für das mitverantwortlich zu machen pflegten, was der Bischof tat.

In solch einem äußerst gespannten Klima gingen wir am nächsten Tag in die Verkündigungskirche, wo sich bereits Generäle und andere Machthaber versammelt hatten, ist doch die „Frömmigkeit“ eine typische „Waffe“ in der Hand auch anderer Diktaturen. Den ersten „Stein des Anstoßes“ bildete die Herzlichkeit, mit der die Gemeinde unsere ökumenischen Gäste empfing. Eine deutlich sichtbare Spannung beherrschte den ganzen Gottesdienst, galten doch die Gäste der Akademie als potentielle Gegner der Machthaber. Das wußten diese wie die Gläubigen auch. Und dies wurde sogleich feierlich bestätigt bei den Ansprachen am Ende der Liturgie. Ein rumänischer Bischof erinnerte daran, daß den großen Aufstand eigentlich die Griechen vorbereitet hatten, die damals in Rumänien lebten. Und auch daran, daß jener Aufstand auch anderen damals noch versklavten orthodoxen Völkern das Beispiel gab. Ein russischer Metropolit pries anschließend die Freiheit, während westliche Vertreter nicht zögerten, die große Dankbarkeit der Menschheit gegenüber den Hellenen für die Ideale der Demokratie und der Würde des Menschen zu unterstreichen. Und alle wußten von dem großen Respekt zu berichten, den Bischof Irineos in der christlichen Familie Europas und darüber hinaus genieße.

Verständlicherweise verließen die Machthaber die Versammlung mit verfinsterten Gesichtern. Das Volk selbst strahlte aber Freude und neue Zuversicht aus und Dankbarkeit für die ökumenische Solidarität, die niemals so tief erfahren wird und so effektiv wirkt wie bei solchen Situationen des Drangsals und der Heimsuchung des Volkes Gottes.

Erfahrungen dieser Art sollten wir nie aus den Augen verlieren; denn wir werden vermutlich noch lange und überall nicht nur gegen „unsichtbare Mächte und Gewalten“ kämpfen müssen (Epheser 6, 12), sondern auch gegen sehr sichtbare Systeme der Unterdrückung und der Entwürdigung des Menschen.

Besuchen und heilen

Eine der „Mächte und Gewalten“, unter denen wir leiden und die unser ökumenisches Zueinander noch hemmen, ist ohne Zweifel die Geschichte, die Erinnerung, das eine oder andere Trauma aus der Vergangenheit. Sie ist die Quelle vielfacher Angst und die Waffenkammer derjenigen, die es als ihre Pflicht ansehen, die ökumenische Anstrengung zu bekämpfen. Das Heilen der Wunden in unserem historischen Bewußtsein bleibt deshalb eine der primären Aufgaben der Gegenwart. Dies wurde uns noch deutlicher, als wir eine kleine „Visiting Community“ aus Wien bei uns im Mai 1984 empfangen: den Wiener Kardinal König und die Mitglieder des Kuratoriums des Stiftungsfonds PRO ORIENTE, einer Institution, die sich sehr effektiv um den Kontakt der Römisch-Katholischen Kirche mit der Orthodoxie und den nachchalzedonischen Kirchen⁴ des Ostens bemüht. Am 21. Mai gedenkt unsere Kirche des „apostelgleichen“ Konstantin des Großen, der Konstantinopel, das „Neue Rom“, dem alten gegenüberstellte und somit die politischen und kirchlichen Machtverhältnisse jahrhundertlang und vielleicht bis heute mitbeeinflusste. Gerade zu jenem Fest im kleinen Dorf „Basilopoulo“ („Königlein“) lud unser Bischof den Kardinal König. Aller Tradition zuwider wurde er mit Ehren und Glockengeläut von Bischof, Klerus und der kleinen Schar der Gläubigen empfangen. Schon dieser Empfang schien wie ein großer Sprung über eine tausendjährige Feindschaft. Man hätte erwarten müssen, daß bei unseren Gläubigen der Kardinal nur die Erinnerung an die „Lateiner“ wecken würde, an die Kreuzzüge, an Proselytenmacherei, Venezianerherrschaft und auch an die Qual des letzten Krieges, lag doch auch der deutsche Soldatenfriedhof gegenüber dem Dorf, ein „lebendiges“ Zeugnis des Todes. Doch nichts davon. Es war deutlich, daß die Gemeinde jenen Gottesdienst wie ein neues Pfingsten erlebte.

Auch diese ökumenische Koinotes konnte natürlich nicht zu einer wirklichen Koinonia durch gemeinsame Kommunion werden. Diese ist eine Grenze, wo wir immer noch den Schmerz der Spaltung leibhaftig spüren müssen. Aber wir konnten wenigstens anschließend im Hof der Kirche an einem anderen Mahl teilnehmen, das die Dorfbewohner in der ihnen eigenen Spontaneität und überwältigenden Einfachheit bereitzustellen wußten. Brot und Wein gab es hier in Fülle und vor allem ein offenes Herz, aus dem echte Freude und fast ekstatische Verzückung sprudelte. Man spürte es deutlich: Wie viele historische Wunden waren doch auf einmal geheilt; wie viele Vorurteile wichen vor der persönlich erfahrenen Wirklichkeit; wie ähnlich, ja wie eigen das

bis vor kurzem Fremde doch nun erschien: Dieser Kardinal ist doch nicht identisch mit dem „Kardinal“ der Voreingenommenheit, dem Großen Inquisitor Dostojewskis oder dem listigen Machthaber Richelieu! Er ißt doch auch und trinkt und lacht so fröhlich! – ist er nicht auch so, *wie wir* sind? Wir alle wußten es bald: Ökumene ist dort, wo Gemeinde erlebt wird, wo Geschichte sich dem „neuen Äon“ beugt, wo sich die Herzen gegenseitig öffnen und der eine den anderen so annimmt, wie der Herr uns alle angenommen hat (Römer 15, 7).

¹ Theol. Wörterbuch zum Neuen Testament, hrsg. von G. Kittel, Stuttgart 1935, Bd. II, S. 597; siehe dort mehreres über „episkeptomai“, „episkepsis“, sowie (Bd. III) über „Koinonia“ etc.

² BEM (Eucharistie, 4).

³ Vgl. REPORT. Caribbean Training Course for Adult Education in Development, San Fernando/Trinidad, 1981 (hrsg. von der Ökumenischen Vereinigung), S. 54.

⁴ Die Kirchen, die das Konzil von Chalzedon nicht akzeptiert haben und die irrtümlicherweise gelegentlich vorchalzedonisch, statt nachchalzedonisch genannt werden.